

**Diotima – Vogellos ragen die
dürren Äste ins Grau**

Ich bin erwacht aus
dem Tode des Abschieds,
meine Diotima! Gestärkt, wie
aus dem Schläfe, richtet mein
Geist sich auf.

(Hölderlin, *Hyperion*)

Nein doch, so gibt es
denn wirklich auch in den
Häusern des Hades eine Art
Seele und Abbild, doch
Lebenskraft fehlt darin
gänzlich!

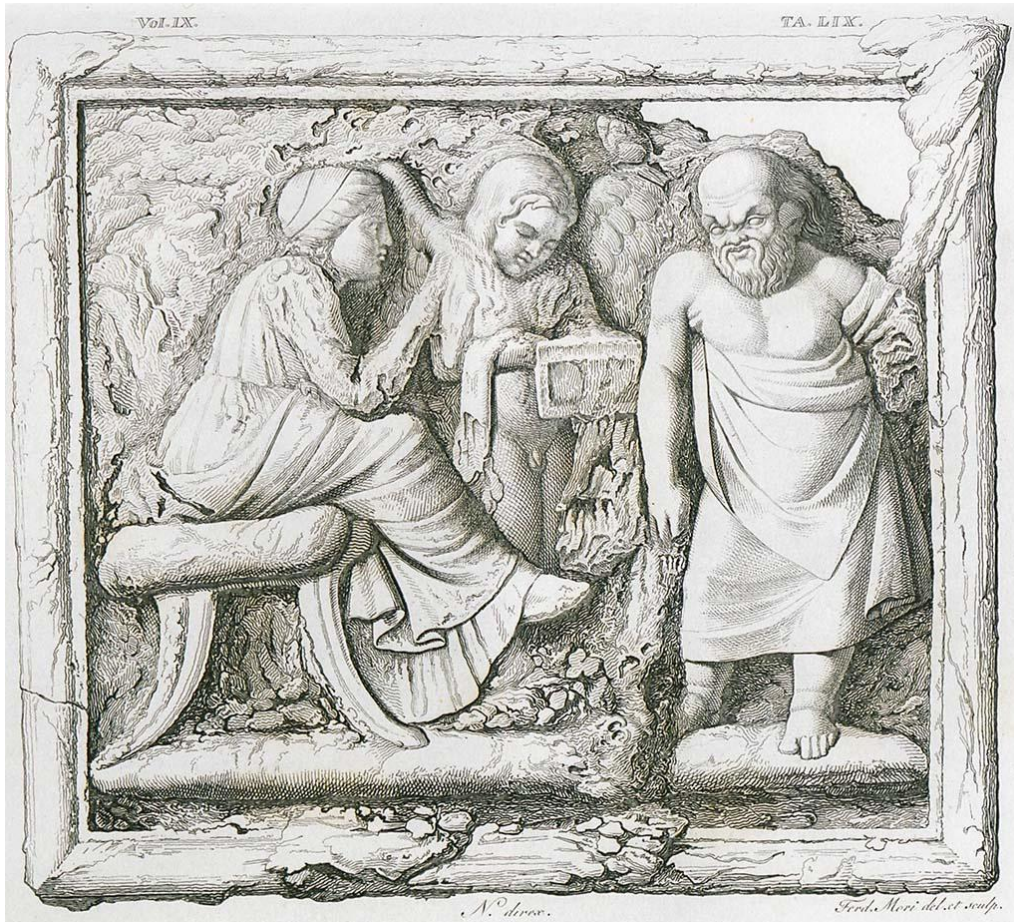
(Homer, *Ilias*)

Diotima ist mehr eine legendäre Figur als eine historisch greifbare Person. Im berühmten platonischen Dialog Symposion erscheint sie als philosophische Lehrerin des Sokrates (470 – 399 v. u. Z.). Es ist die einzige weibliche Person, die in den platonischen Schriften zu Wort kommt, aber auch im Symposion nicht direkt, sondern nur über den Bericht des Sokrates vermittelt. Dieser hatte sich durch die weise Seherin aus Mantinea über den Eros belehren lassen. Sokrates berichtet zudem, dass es Diotima durch Opfer gelungen sei, den Ausbruch der Pest in Athen um zehn Jahre zu verzögern. 430 v. u. Z. allerdings wütet die attische Seuche in Athen. Und dies ist auch der zeitgeschichtliche Hintergrund des folgenden Stückes, in dem sich Sokrates um seine kranke Lehrerin kümmert. Über diese Seuche berichtet Thukydides in seinem Geschichtswerk Der Peloponnesische Krieg.

Diotima – Vogellos ragen die dünnen Äste ins Grau

»Der Tod ist nicht vorstellbar. Der eigene jedenfalls nicht.« Viele Philosophen haben kein sehr rühmliches Ende gefunden. Doch versteht man vielleicht gerade vom Ende her ihr Leben etwas besser: Empedokles sprang in den Ätna, Sokrates selbst wurde von seinen Mitbürgern zum Tode verurteilt und trank den Schierlingsbecher, Chrysippos, das Goldpferdchen, starb an einem Lachanfall, Seneca schlitzte sich auf Neros Geheiß die Puls-Adern auf, Hypatia wurde von einem wütenden Mob zerstückelt, Boethius als Hochverräter mit dem Schwert gerichtet und Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Nietzsche tauchte ab in den Wahnsinn, Moritz Schlick wurde auf dem Weg zur Vorlesung erschossen, Adorno erlag einer Busenattacke und Kurt Gödel verhungerte. Alle diese Wege in den Tod, alle diese Todesarten müsste man erzählen und daraus eine Geschichte der Weisheit ersinnen, die das Leben und Denken verstehbarer macht. Dies wäre in letzter Konsequenz eine ultimative Geschichte zum Tode. Denn der Tod ist der äußerste Grenz- und Schlusspunkt des Denkens. Und Philosophieren heißt bekanntlich Sterben lernen. Eine solche Geschichte müsste freilich ganz einfach sein und dürfte keinerlei Auslegungskunst verlangen, denn alles, was in ihr gesagt und berichtet würde, wäre auch so gemeint und müsste sogleich verständlich werden. Eine solche Geschichte müsste sein wie ein Gewebe ohne Faden, wie ein Text ohne Zeichen. Doch wer könnte dies ins Werk setzen? Wer könnte das Einfache so einfach machen? Wer könnte das Unmögliche vollbringen? Und wie könnte man das Leben selbst begreiflicher machen durch die Erzählung des Todes – durch die Erzählung des ganz und gar Unbegreiflichen? Wie sollte das möglich sein? Am Ende kann man das Einfache nicht festhalten, sondern immer nur loslassen... Am Anfang einer solchen unmöglichen Geschichte stünde freilich eine

Philosophin: die legendäre Lehrerin des Sokrates – Diotima.
Beginnt man eine solche Geschichte, kann man freilich nie wissen,
wie sie ausgeht.



Sokrates selbst erzählte jene Ereignisse dem Alkibiades und der erzählte sie weiter. So kam das Folgende in die Überlieferung und schließlich auch zu uns.

Diotima kehrte aus Eleusis zurück. Das Unabwendbare konnte auch sie nicht länger aufhalten – nach zehn Jahren des Aufschubs erfüllte sich das Schicksal der Stadt Athen und ihrer Menschen. Klein und hoch stand die Sonne am Himmel, ein Wind wirbelte Staubwolken empor und selbst die Schatten waren verschwunden. In der Stunde des Pan wanderte sie gedankenverloren durch wüstes Land. Ihr war, als lief sie durch zeitlose Räume – unvollendet wie eine verlassene Baustelle. Selbst Bäume und Sträucher verbargen sich unter einer dicken Schicht aus Staub.

Selbst der anschwellende Gesang der Zikaden verstummte plötzlich und eine ungeheure Stille legte sich wie ein Leichentuch über die Landschaft. Wege und Pfade kreuzten sich im Nirgendwo. Diotima durchschritt das Niemandsland und näherte sich der Stadt. Ihr Rücken und ihre Beine schmerzten. Kurz vor der Stadt riss ein Riemen ihrer Sandale. Barfuß ging sie weiter – die Schuhe in der Hand. Ihre Kehle war trocken und verklebt. Ein leichter Schwindel ergriff sie, aber in der Ferne konnte sie bereits die Stadtmauer erkennen. Tote Tiere säumten den Weg: schwarze Vögel, graue staubbedeckte Hunde. Sie ging weiter, blieb stehen, beugte sich über einen verwesenden Kadaver am Wegesrand. In den Kopf des Hundes bohrten sich weiße Maden und Würmer hinein und wackelten mit ihrem fetten Leib. Ein Schauder ergriff sie und voller Ekel wandte sie sich ab und ging weiter. In der Nähe ein Massengrab, nicht zu sehen, aber sie wusste davon.

Eine lange Karawane von Flüchtenden kam ihr entgegen, sie trat zur Seite und ließ den endlosen Menschenstrom an sich vorüberziehen. Ihre Kehle schmerzte, aber sie fragte niemanden nach Wasser. Beladene Männer und Frauen, Kinder, Lasttiere und allerlei Karren mit Waren aller Art zogen wortlos und mit gesenkten Köpfen an ihr vorüber. Fast bis zum fernen Dipylon zog sich der lange Tross. »Exodus«, dachte die Weise und blickte einer nicht enden wollenden Karawane auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft hinterher. Diotima verharrte am Wegrand. Gern hätte sie die Vorüberziehenden in ein Gespräch verwickelt und nach den Gründen der Flucht befragt, aber die Menschen blieben stumm, ihre Köpfe blieben gesenkt und ihre Herzen schienen aus Stein. Was hätten sie schon antworten können: »Angst und Not, wir wollen doch nur unser Leben retten.« Und was hätte sie darauf erwidern können? »Denkt nach! Angst ist kein guter Ratgeber.« Über ihr Leben aber dachte sie selber nach und schlug dann den

entgegengesetzten Weg ein – wie so oft nach reiflicher Überlegung. Durch ein Heer toter Vögel ging sie. Die Schnäbel wie Zeigestöcke in den Himmel gerichtet. Ein Wurm kroch in den weit aufgerissenen Schnabel eines Vogels. Da ergriff Diotima ein heftiger Schwindel, sie konnte sich nirgends festhalten, doch mitten auf dem Leichenfeld wollte sie nicht niedersinken. Sie blieb stehen, machte sich klein und schloss ihre Augen. Der Schwindel verflog.

Der Wächter am Dipylon erkannte sie und gewährte ihr Einlass in die Stadt. Sie lief über den Töpfermarkt, wo nur noch wenige Händler ihre Waren feilboten. Plötzlich riss ein dunkler Lockenkopf mit buschiger Mähne einem alten Mann die Tasche aus der Hand und rannte davon. Dies geschah unmittelbar vor ihren Augen wie aus dem Nichts. »Haltet den Dieb, haltet den Dieb«, rief der alte Mann verzweifelt. Der Dieb aber rannte unbehelligt über den weiten Platz, stolperte und krachte mit voller Wucht in eine hoch aufgerichtete Ansammlung von Amphoren, Krügen, Schalen, Tellern und noch vielen anderen Töpferwaren hinein. Ein lautes Krachen und Scheppern erfüllte den ganzen Platz und Menschen unterbrachen ihre Arbeit, blickten kurz auf und richteten Augen und Ohren auf den Töpferstand. Der Dieb strauchelte, konnte sich aber noch auf den Beinen halten und schließlich in eine Seitengasse entweichen. Nun war nur noch das verzweifelte Jammern und Klagen der Händlerin zu hören, die hilflos in den unzähligen Scherben ihrer Krüge und Schalen kauerte. Ein Tintenfass wirbelte noch immer wie ein Kreisel vor ihren Füßen. In jenem Augenblick als die Gefäße der Händlerin zu Boden stürzten und zerbrachen, durchstießen mehrere Blitze den Schädel der Diotima und sie ging in die Knie – eine unvorstellbare Hitze durchströmte ihr Hirn und ihr wurde ganz schwarz vor Augen. Die Sandalen glitten ihr aus der Hand. Nur mit äußerster Willenskraft gelang es ihr, sich noch auf den Beinen zu halten. Sie konnte sich weder um den alten Mann

noch um die arme Händlerin kümmern, sie konnte nur versuchen, nach Hause zu gelangen, denn sie erkannte, dass die Krankheit – diese schreckliche Seuche – nun auch sie erfasst hatte. Sämtliche Schutzmaßnahmen des Magistrates und alle Heilkünste der Ärzte hatten die Seuche nicht eindämmen können. Selbst die Gebete der Menschen, die Orakelsprüche in den Tempeln und auch zuletzt ihr Opfergang nach Eleusis hatten nichts ausrichten können. Dem Schicksal kann kein Mensch entinnen. Mit großen Schmerzen schleppte Diotima sich die Gräberstraße entlang, selbst die Statue des Apollons schien sich von ihr abzuwenden. Schließlich erreichte sie ihr Haus unterhalb der Akropolis. Die Sonne war gewandert und nun lag ein Schatten über allem.

Diotima sank auf ihre Pritsche und fieberte in unruhigen Träumen gefangen die Nacht hindurch. Als sie am Morgen erwachte, brannten ihr Rachen und ihre Kehle wie Feuer, kaum etwas Wasser konnte sie schlucken. Ein einziger Schmerz war sie. Nichts konnte sie tun, sie blieb auf der Pritsche liegen – auch wenn sie den Drang verspürte, ihren Kopf gegen die Wand zu schlagen. Sie tat es nicht. Alles war Schmerz, grenzenloser, alles vertilgender Schmerz.

Nach einer weiteren Nacht kam Sokrates – ihr Schüler – in ihr Haus und fand die Kranke schwer hustend und würgend auf dem Boden. Dort kroch sie auf allen Vieren umher, nur einem endlosen leeren Brechreiz folgend, der kein Ende finden wollte – ein leeres Würgen und Röcheln trieb die Kranke ziellos über den Boden. Dieser war schon mit Blut und schleimigen Sekreten bedeckt. Sokrates nahm sich der Kranken an, legte sie vorsichtig zurück auf die Pritsche und deckte sie zu. Erst jetzt erkannte Diotima ihren Schüler, konnte aber kaum sprechen.

»Sokrates?«

»Ja.«

»Für ein Gespräch...«, sagte sie mit gebrochener Stimme, »für ein Gespräch bin ich heute zu schwach...«

Sokrates nickte und brachte ihr Wein ans Lager und träufelte etwas Honig auf ihre Lippen. Dann räumte er das Zimmer auf und wischte den Boden.

Als Diotima aus ihrem Schlummer erwachte, saß er an ihrer Pritsche. Sie war sehr schwach, erkundigte sich aber nach den Ereignissen in der Stadt. Ihr Schüler berichtete von vielen Toten, die die Straßen und Plätze säumten. Begräbnisbräuche, die früher Beachtung fanden und einen zivilisierten Umgang ermöglichten, seien nun in der gänzlichen Auflösung von Ordnung und Sitte hinfällig.

»Jeder begräbt seine Toten, wie er nur kann oder lässt sie in seiner Not einfach liegen«, fuhr Sokrates fort. »Schamlos werfen einige ihre Toten auf fremde Scheiterhaufen und zünden diese an, noch ehe die, die sie mühselig errichtet haben, zurück sind. Wieder andere werfen die Leichen, die sie gerade tragen, auf bereits brennende Haufen obenauf und gehen einfach fort. Manche Leichen liegen einfach auf der Straße und verwesen. Die Stadt ist mir sehr fremd geworden. Alles versinkt im Chaos. Selbst gegenüber den Toten kennt der Frevel keine Grenze.« Hier schwieg Sokrates, aber Diotima drängte ihn, weiter zu erzählen.

»Verschweige nichts, Sokrates.«

»Ja, selbst die Toten werden nicht verschont«, sagte Sokrates nach einer Weile des Schweigens. »So musste ich mit ansehen, wie man die Toten – von der Seuche dahingerafft im Straßengraben liegend – ausraubte. Man nahm ihnen Taschen und Rucksäcke, schnallte ihre Sandalen von den Füßen und zog ihnen selbst die Kleider vom Leib. Ein jeder versucht noch Gewinn aus dem Leid der anderen zu ziehen, denn bereits morgen könnte er selbst das nächste Opfer sein. Diese finstere Aussicht, verdunkelt auch die Seelen der

Menschen. Die schreckliche Seuche hat somit nicht nur die Körper der Menschen, sondern auch ihre Seelen erfasst. Das Schlimmste – Diotima.«

»Sei ein Mensch«, sagte Diotima, konnte aber vor Erschöpfung nicht weiterreden. Sokrates wischte ihr mit einem feuchten Schwamm die Schweißperlen von der Stirn und sie fiel wieder in einen unruhigen Schlaf. Das Fieber schien aber zu sinken. Der Husten, das Würgen und die Krämpfe ließen nach.

Sokrates musste nach Hause, denn schon damals wartete Xanthippe auf ihn. Auch sie schwebte in diesen fürchterlichen Zeiten in Gefahr.

Am folgenden Tag aber kehrte Sokrates zu Diotima zurück und so pendelte er eine Weile zwischen Xanthippe und Diotima hin und her – immer wieder durch die Zone der Gefahr und der Gewalt, immer wieder durch die schamlose und sittenlose Zone hindurch.

Als er am vierten oder fünften Tag die entblößte Diotima zudecken wollte, schrie sie vor Schmerz laut auf. Sie hatte sämtliche Kleider abgelegt, weil ihr Körper bei der leichtesten Berührung unvorstellbar schmerzte, selbst das leichteste Seidentuch brannte entsetzlich auf ihrer Haut. Sie wolle am liebsten nackt in der Luft »hängen«, sagte sie oder noch besser: »schweben – nackt in der Luft schweben – wie ein Luftmensch«, rief sie. Aber diesen Wunsch konnte ihr niemand erfüllen.

Auch die Hitze und das Fieber waren zurückgekehrt. Ihr Leib erschien ihr wie eine Wüste in der Mittagsglut. Sie wolle sich, nein sie müsse sich eine Wasserstelle suchen, sagte sie dem Sokrates, um in das kalte Nass zu tauchen – nur dies könne sie noch retten. Sokrates hielt sie zurück. Erst gegen Abend besserte sich allmählich ihr fürchterlicher Zustand, aber sie konnte keinen Schlaf finden.

Sokrates berichtete ihr erneut von den Zuständen der Gewalt in der Stadt. Es werde mittlerweile am helllichten Tage geplündert, geraubt und gemordet. Weder Menschenrecht noch Göttergesetz halte die Rasenden in Schranken. Das Rad der Fortuna drehe sich so geschwind, dass niemand mehr eine Orientierung habe. Hab und Gut wechsele noch schneller als Tag und Nacht seinen Besitzer. Wer gestern noch besitzlos gewesen sei, bade heute schon im Reichtum und sei morgen tot. Jedermann lebe nur noch für den Augenblick und den persönlichen Genuss – wenigstens einen Tag lang wolle man das kurze und vergängliche Leben genießen – aus vollen Zügen genießen, ehe es vorüber sei. Furcht und Angst vor der Verfolgung oder den Gerichten gäbe es nicht mehr, erklärte Sokrates, denn schon morgen wären alle – Verfolger und Verfolgte gleichermaßen – tot. Selbst die Götter hätten wohl keinerlei Einfluss mehr auf das Treiben der Menschen – müsse man doch allerorten mit ansehen, wie die Guten und die Bösen gleichermaßen zum Opfer der Krankheit würden. Es regiere nur noch das Gesetz der Seuche – unabwendbar und unerbittlich für alle gleich. Als seien die Götter selbst gestorben...

»Versündige dich nicht«, erwiderte Diotima.

Diotima schien völlig erschöpft. Etwas in ihr schien zerbrochen.

»Sei ein Mensch«, murmelte sie und verfiel erneut in einen unruhigen Schlaf. Sokrates ging zu Xanthippe.

Am achten oder neunten Tag der Krankheit war die Krise überstanden, die Schmerzen und wilden Anfälle wichen zurück. Die Krankheit selbst zog weiter auf andere Schlachtfelder – in andere Häuser und in andere Körper und ließ einen gemarterten und wunden Körper zurück.

Ein maskierter Mann öffnete die Tür von Diotimas Haus, blickte voller Gier in das Zimmer und verschwand wieder als er Sokrates erblickte, der sich beim Anblick des Mannes grimmig erhob. Viele

hatten auf der Suche nach Beute ihre Menschlichkeit verloren. Als der Mann weg war, setzte sich Sokrates wieder zu seiner Lehrerin und träufelte ihr Honig in den Mund.

»Sei ein Mensch«, flüsterte Diotima ihrem Helfer entgegen.

Die akute Krankheit zog ab wie eine geschlagene Armee. Diotimas Körper schien sich zu erholen, blühte sogar noch einmal auf und ließ Zeichen einstiger Schönheit wiedererkennen. Aber dies war nur eine Täuschung, ein Blendwerk, ein visuelles Narrenspiel, denn während sich ihr Körper zu erholen schien, verfiel ihr Geist heftig und heillos. Dies war eine elende Folge der fürchterlichen Krankheit, wie sie nicht wenige traf, die in der verfluchten Stadt überlebt hatten. Zuerst verschwanden die unmittelbaren Eindrücke: die Ereignisse und Erlebnisse des Augenblicks fanden keinerlei Halt mehr, die Bilder und Worte versanken auf der Stelle in ein unfassbares Dunkel. Die Philosophin versuchte, sich mit allerlei Notizzetteln gegen das Vergessen zu wehren, aber es misslang vollkommen. In einem Wust an Zetteln, die sie nicht mehr ordnen konnte, verschwanden die Stunden und Tage, tauchten ab in ein unfassbares Dunkel. Dann wurden auch die tieferen Spuren und Erinnerungen getilgt, – die Erinnerung an das eigene Leben, die Freunde, die Verwandten, die Eltern und die Kindheit waren nicht mehr auffindbar – und zu guter Letzt verschwanden auch die Ideen – das unabänderlich Ewige löste sich auf in einem Geist, der wie ein Nebel im Sonnenlicht zerstob.

Schließlich waren nur noch Reste einer Artikulation vernehmlich und nur noch wenige, seltene Augenblicke von Klarheit: Kalt sei ihr, entsetzlich kalt in diesem Licht, das ihren Geist verbrenne... in den Hundstagen bat sie Sokrates, ein Feuer zu machen... und er wickelte sie in Decken. Sie verlangte nach Milch und Butterbrot, er brachte ihr beides und sie sagte, dass ihr die Reinheit der Milch ein Trost, ein unendlicher Trost sei – das schöne, helle und klare Weiß

der Milch beruhige ihr Auge. Doch bald schon verglomm auch das Augenlicht. Sie konnte nur noch auf dem rechten Auge ein paar Schatten erahnen, aber auch die vergingen schnell und nach kurzer Zeit war es vollkommen dunkel um sie herum. Sie war erblindet und ihr Schüler musste sie führen. Dies waren aber schon die letzten Tage im Leben der Philosophin. Sie klagte immer noch über die Kälte, aber ihre Klage waren nicht die Worte des Schmerzes und des Jammers, sondern nur Beschreibungen eines unabänderlichen Zustandes. Nur wenige Botschaften überschritten die Grenze der Finsternis und drangen jenseits der Umnachtung an das Ohr des Schülers:

Wie wilde Vögel würden die Gedanken vor ihr her flattern.

Nichts könne sie mehr fassen – begreifen.

Alles entfleuche ihr.

Sie selbst sei nur noch eine lächerliche Vogelscheuche.

Mit Stroh gestopft.

Stehe sie auf einem leeren braunen Acker im Regen.

Vogellos sei sie...

Die Vögel und mit ihnen das ganze Getier des Waldes hätten sie verlassen.

Leblos und ausgestorben sei die Landschaft.

Das Gezwitscher und die Melodien von einst seien einer Grabesstille gewichen.

Abgezogen seien die Vögel – schon längst irgendwo im Süden.

Dort sei es wärmer.

Öd und leer sei ihr Kopf.

Nur noch das kahle Geäst sei übrig.

»Vogellos ragen die dünnen Äste ins Grau, nicht einmal die Eule der Minerva flattert in der Dämmerung«, sagte sie.

Das waren die letzten Worte der Philosophin. Danach folgte nur noch ein unbeschreibliches Schweigen. Durchzogen von lallenden

Reimen, die wohl aber nicht mehr sie selbst sprach, denn wie konnte sie es sein, die so redete:

eta beta tu
rein bist du
ohne Schuh
schau mir zu

Oder auch folgendermaßen:

Sophie, Sophie
φφie
Sag niemals nie
Sag mir nur wie

Diese Kinderreime wichen schließlich einem deutungslosen Gemurmel. Der Körper, der ganze Hör- und Sprechapparat und das äußere Auge der Philosophin schienen zwar noch in Takt, aber das innere Leben – die Welt der Gedanken und Vorstellungen – war vollkommen ausgehöhlt und leer. Weniger als ein Puppen- oder ein Marionettendasein schien von ihr übrig geblieben – kaum mehr als eine leere Hülle.

Diotima war verschwunden, ganz und gar verschwunden. Geblieben ist nur eine Leerstelle, eine Lücke, ein Riss in der Welt, als habe man mit einem Schwamm ein Bild ausgerieben, ein Stück Leben getilgt und gänzlich gelöscht.

Ihr Leben und ihre Gedanken waren ausgewandert und weit fortgezogen, hatten sie für immer verlassen und es bestand nur noch eine sehr geringe Hoffnung, dass beides irgendwo anders überwinterte und von einem neuen Frühling träumte. Aber dies war sehr unwahrscheinlich, da doch auch Vögel ohne Luft nicht fliegen

können. Es bleibt also zu befürchten, dass alles für immer verloren und gänzlich ausgelöscht war – die Philosophin Diotima, ihr Leben und ihre Gedanken.

Als Sokrates, von Xanthippe kommend, am Morgen ihr Haus betrat, fand er sie tot. Sie hing mitten im Zimmer an einem Strick. Als würde sie schweben. Er ging zu ihr, hob sie an. Sie war ganz leicht. Dann nahm er den Strick vom Haken und legte ihren Leib auf die Pritsche. Er entfernte den Strick. Ein schmales rotes Wundmal zog sich wie eine Kette um ihren Hals. Er berührte ihre Stirn. Sie war ganz kalt. Dann schloss er ihre Augen und setzte sich an ihr Lager. Er sprach eine Weile auf sie ein und stellte ihr Fragen – so wie er es oft getan hatte. Diotima war tot.

»Ist Diotima tot?«

»Nein, wie könnte sie – sie ist unsterblich.«

Sokrates war sehr, sehr müde. Er verspürte nicht das geringste Bedürfnis, sich selbst oder gar der Welt etwas zu erklären. Er tat einfach, was jetzt getan werden musste.

Während der nächtlichen Totenwache sank Sokrates in einen tiefen Schlaf. Im Traum erschien ihm die Seele Diotimas. Dieser ganz gleich sprach sie mit den himmelblauen Augen und der vertrauten Stimme zu ihm. Von den Lebenden gegangen, aber noch ausgesperrt vom Reich der Toten, schweife und schwebe sie in einem unerquicklichen Zwischenzustand vor den Toren des Hades umher. Nichts als neckische Spiele würden die Schatten mit ihr veranstalten, aber keine Seele könne oder wolle ein ernstes Gespräch mit ihr führen. Dabei habe sie so viele Fragen. Es sei ein ganz und gar trostloser und unerfreulicher Zustand. Nur eine rasche Bestattung könne sie daraus befreien. So bat sie den Freund und einstigen Schüler um ein schnelles Begräbnis, denn ihr Schwebeszustand sei fürchterlich. Sie wisse nun, fügte Diotima im

Traume hinzu, dass sie niemals wieder mit Sokrates zusammensitzen und ein Gespräch führen werde, die schöne Zeit und jegliche Zukunft sei für immer zu Ende. Zum Schluss wünschte sich das Traumbild der Diotima eine doppelhenklige Urne. Als Sokrates sich ihr zuwandte und eine Frage an sie richten wollte, entschwand ihre Seele wie Rauch. Sokrates aber erwachte. Erstaunlich fand er es, wie sehr sie sich selbst geglichen habe.

Unverzüglich machte sich Sokrates in diesen düsteren Zeiten an die Vorbereitungen des Begräbnisses. Er schichtete einen Scheiterhaufen aus Brettern, Sperrholzplatten und anderen brennbaren Materialien auf, die er im verwüsteten Athen finden konnte. Dann transportierte er den Leichnam der Philosophin in einem Bollerwagen zum Verbrennungsort. Die Bretter, die Stöcke, die Platten, die Latten und obenauf in der Mitte die Leiche tränkte er mit Benzin. Darauf schnitt er sich das blonde Haar und streute seine strubbeligen Strähnen in die Hände der Toten und bedeckte auch ihr Gesicht mit dem glänzenden Haar.

Als das Licht der Sonne sank, entzündete er den aufgetürmten Holzstoß, doch nichts wollte brennen. Immer wieder verlöschte die kleine blaue Flamme, als weigerten sich die Elemente selbst. Er schüttete noch weiteren Spiritus über das Holzwerk. Als er nun aber das Zündholz in die Scheite senkte, fing nur seine Hand selbst Feuer und alle Finger standen in Flammen. Er hatte sich selbst versehentlich mit Spiritus übergossen. Er verwünschte das Feuer, schüttelte die entflammte Hand in der Luft und goss Wasser darüber.

Erst beim nächsten Versuch, als ein günstiger Wind die kleinen Flämmchen zu einem großen Licht vereinte, brannte endlich der ganze Stoß lichterloh. In dieser Nacht brannten wieder viele Feuer in und außerhalb der Stadt. Und wer es von oben hätte sehen können, hätte es für einen zweiten Himmel halten können, einen

Feuer-Himmel. Als das Feuer Diotima ergriff und verzehrte, erhob sich eine Art Funkenflug in den nächtlichen Himmel, fiel aber bald schon als Glutregen auf den kahlen Kopf des Sokrates nieder. Er spürte keinen Schmerz. Er dachte an die vielen Gespräche, die sie beide miteinander geführt hatten und an die zahllosen Gespräche, die sie nicht mehr führen könnten. Aber es schien so, als sollte die Suche nach Erkenntnis sie überleben.

Erst als der Morgenstern aufging, verglühte das Feuer der Philosophin und Sokrates löschte mit Meereswasser die letzte Glut. Dann sammelte er die weißen Gebeine der Freundin und legte sie in eine Urne mit doppeltem Henkel – die Schöne – und friedvoll leuchtete der Barnerdsche Stern und der Ring schloss sich für immer.

Sokrates aber wusch sich die Asche vom Leib und schlief drei Tage lang. Dann ging er zu Xanthippe, die ihn bereits sehnsüchtig erwartete.